

QUEEREINSTIEG

Das Wort „queer“ hieß ursprünglich schräg/schief, und trat bereits seit dem 16. Jahrhundert im englischsprachigen Raum auf, als Bezeichnung für alle möglichen Dinge, die als abweichend wahrgenommen wurden. Später wurde das Wort dann benutzt, um homosexuelle Menschen als fremdartig zu bezeichnen, es war eine Beleidigung. Aber in den 1980er und 90ern haben sich diejenigen, die mit dem Wort abgewertet werden sollten, das Wort ‚queer‘ zurückgeholt, also angeeignet – sie haben es selbstbewusst für ihre eigene Identität benutzt und positiv definiert.

Queer heißt jetzt nicht mehr ‚andersartig‘ sondern hat sich als Begriff für einzelne Menschen und Gruppen emanzipiert, die nicht konform mit dem heteronormativem Regime unserer Gesellschaft sind oder leben.

Heteronormativität nennen wir die Vorstellung, dass es nur Mann und Frau gebe, und dass diese beiden Geschlechter sich mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften ergänzten: sie verlieben sich ineinander und pflanzen sich fort – und das ist von der Natur so festgesetzt... Alle halten dieses Modell für normal, und alles, was dazu nicht passt, wird unsichtbar gemacht. Das hat reale Konsequenzen für Zugänge und Rechte der betroffenen Menschen.

Viele queere Menschen interpretieren ‚queer‘ mittlerweile als ein Sammelwort für verschiedene sexuelle Orientierungen und Geschlechteridentitäten – trotzdem kann es manchmal nützlich sein, die einzelnen Gruppen beim Namen zu nennen, weil sie mit ganz unterschiedlichen Benachteiligungen in der Gesellschaft kämpfen. Deshalb ist auch das Label LGBTQIA* wichtig.

Warum dieser Buchstabensalat?

Zuerst einmal die Aufschlüsselung: L=lesbisch G=gay/schwul B=bi T=trans Q=queer I=inter; manche fügen A für asexuell, N für non-binary/nicht-binär oder P für pansexuell oder weitere Buchstaben an: queere Identitäten sind nicht binär, also zweigeteilt, sondern Punkte auf einem Spektrum, deshalb ist die Abkürzung theoretisch (und mathematisch...) um unendlich viele Buchstaben zu ergänzen. Das zeigt nur die Vielheit der menschlichen Existenz. Es ist aber in manchen Situationen oder politischen Kämpfen auch sinnvoll, sich in größeren Gruppen zusammenzufinden. Dieses Spannungsfeld zwischen individueller Identität und

Kollektivität prägt queere Gruppen häufig, weil auch innerhalb der ‚Community‘ Sichtbarkeit und Machtgefälle diskutiert werden müssen. Z.B werden queere Räume häufig genau wie heteronormative Räume von weißen männlichen Menschen dominiert.

Die Bedeutungen der einzelnen Buchstaben beziehen sich einerseits auf sexuelle Orientierung (L,G,B,A,P,...), also von wem man sich romantisch oder sexuell (nicht) angezogen fühlt; und andererseits auf das eigene Geschlecht bzw. Gender (T,Q,I,N...), also ob man sich als Frau, als Mann, als nicht-binär (das kann heißen als beides, weder noch, mal so mal so) oder etwas anderes identifiziert, und ob diese Identität mit dem übereinstimmt, was Ärzte und Gesellschaft der Person bei der Geburt als Geschlecht zuschreiben. Zwischen diesen Buchstaben sind viele Kombinationen möglich, ich kann also z.B. trans, lesbisch und queer sein.

Noch ein Wort zu gendergerechter Sprache – denn wir lernen und verbreiten Wissen über das Mittel der Sprache, stellen uns Dinge anhand von Wörtern vor, formen unsere Welt mithilfe von Sprache: Wenn wir von „Mitarbeiter*innen“ sprechen oder schreiben, zeigen wir damit: Wir sind uns bewusst, dass die grammatisch männliche Form „Mitarbeiter“ nicht ausreicht, um alle Mitarbeitenden zu bezeichnen. Genauso wenig wie die Form „MitarbeiterInnen“, denn sie repräsentiert Männer und Frauen, lässt aber alle anderen außen vor.

Und wie war das nochmal mit ‚Gender‘ und Geschlecht?

Wo wir schon bei Geschlechteridentität sind – wie war das mit dem Genderschmender nochmal? Im Deutschen hatten wir lange nur ein Wort, Geschlecht, während im Englischen zwischen ‚Gender‘ und ‚Sex‘ unterschieden wird. Gender lässt sich am ehesten mit „soziales Geschlecht“ übersetzen und ist ein Konzept, das Geschlechteridentität (und die damit verknüpften Rollenbilder) vom biologischen Geschlecht loslöst. Es beschreibt die nicht an biologische Merkmale gebundenen Geschlechtsaspekte der Menschen. Als Begriff ist Gender tatsächlich einigermaßen neu: Er wurde 1975 etabliert und wurde von der Feministin Judith Butler in der Queer-Theorie weiterentwickelt und später ins Deutsche übernommen, um auch hier, wie zuvor schon im anglo-amerikanischen Kulturraum, eine sprachlich erweiterte Reflexion über juristisches, soziales und biologisches Geschlecht einzuführen.

Gender hat viel mit Performance zu tun (wir sehen jemanden auf der Straße und unser Gehirn versucht sofort, den Menschen in Kategorie a oder b einzuordnen, je nachdem, welche ‚Codes‘ die Person erfüllt). Die Konstruktion des Geschlechts hängt für jedes Individuum mit unendlich vielen Faktoren zusammen. Ich kann von der Gesellschaft das Geschlecht ‚Frau‘ zugeschrieben bekommen, eine Vulva haben, mich aber als Mann identifizieren und dafür kämpfen, dass dies auch juristisch angesehen wird. Vielleicht möchte ich dann auch mit männlichem

Namen und Pronomen (er) angesprochen werden. Um sozial als Mann ‚gelesen‘ zu werden, kann ich meine Gender-Performance anpassen an gesellschaftlich als männlich eingeordneten Codes, z.B. durch meine Klamotten oder Art zu gehen oder zu sprechen – ich MUSS dies alles aber nicht tun, um ein ‚Mann‘ zu sein. Das Gleiche gilt für Eingriffe in meine Biologie, etwa über Hormone oder Operationen. Viele Aktivist*innen lehnen es heute außerdem ab, ihre biologischen Merkmale als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ bezeichnen zu lassen – die Vulva des Mannes aus unserem Beispiel wäre dann nicht als ‚weibliches Geschlechtsorgan‘ und die Person nicht als ‚biologisch weiblich‘ zu bezeichnen, sondern das Organ einfach als Vulva zu benennen, die einem Mann gehört.

Damit kommen wir automatisch zur biologischen Konstruktion der Kategorie Geschlecht: Denn auch die biologische Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtern wird in der Reflexion über Geschlecht und Gender als Illusion entlarvt: Zwischen Chromosomen, Hormonen, äußeren und inneren Geschlechtsorganen, usw., gibt es unendlich viele Kombinationen, die sich einer Zweigeteiltheit entziehen.

An dieser Stelle macht es Sinn, das I noch einmal genauer zu definieren. Es steht kurz für „Inter“ oder ausgeschrieben „Intergeschlechtlichkeit“.

Intergeschlechtlichkeit ist eine körperliche Konstitution. Ein intergeschlechtlicher Mensch wird mit einem Körper geboren, der den typischen geschlechtlichen Standards und Normen von Mann und Frau nicht entspricht. Einige intergeschlechtliche Menschen benutzen das Wort inter auch zur Beschreibung ihrer eigenen Geschlechteridentität, andere identifizieren sich als trans*, als Männer, als Frauen oder anders.

Hat ‚queer‘ also immer mit Sex zu tun?

Nachdem wir viel über sexuelle Anziehung und Identität des eigenen Geschlechts gehört haben: Muss Queerness sich eigentlich immer nur auf Sex-Sachen beziehen? Nein, ganz und gar nicht: queer kann eine viel weiter gefasste Bedeutung haben und sich ganz generell auf den Bruch mit Binarität (also Zweigeteiltheit) beziehen, queer kann ein Aushebeln von Hierarchien und Machtstrukturen bedeuten, es kann heißen, dass man eine neue Perspektive einnimmt, die von der Gesellschaft festgelegte Norm hinterfragt, oder dass man es ablehnt, von außen in festgefahrene Kategorien/Stereotype/Rollen eingeordnet zu werden.

Also heißt Queerness auch, nicht nur Heteronormativität infrage zu stellen, sondern auch andere Normen unserer Gesellschaft. So kommt die Figur des „weißen, heterosexuellen, nicht-behinderten, bio-deutschen cis-Mannes“ ins Spiel. Das ist gar nicht als Beleidigung oder Schuldzuweisung gemeint, sondern es geht darum zu verstehen, dass diese Figur in unserer Gesellschaft oft als Norm

angenommen wird – sei es in den Medien, in der medizinischen Forschung, in der Schule, etc. – während alles andere als Extrafall gilt. Das hat sehr konkrete Konsequenzen für das alltägliche Leben der „Extrafälle“. Wir sind aber alle gleichberechtigt. Deshalb wird diese Norm in queerer Praxis auseinandergenommen und hinterfragt.

Queerness als Strategie mit grenzsprengendem Potenzial

Eine mögliche Strategie dazu ist das „Verqueeren“. Wir benutzen diese Wortschöpfung, um zu beschreiben, dass eine gesellschaftliche Konvention aus neuer Perspektive gesehen wird, dass man sie neu denkt oder von innen heraus stört. Damit zeigt man einerseits, dass diese Sache nicht „natürlich“ oder „schon immer so“ war, sondern gewissermaßen einfach eine Abmachung. Oft ist diese „Abmachung“ aber das Ergebnis von ungleicher Machtverteilung. Durch das Verqueeren kann diese natürlich scheinende Sache neu diskutiert werden. Verqueeren kann man eigentlich alles: Wissenschaft, Geschichtsschreibung, die Ehe, ... Weihnachtsmärkte, den Klassenkampf, ..., den Sonntagsspaziergang, oder sogar das Neue Testament. Denn das Christentum ist eben auch so eine Grundlage unserer Gesellschaft, und zwar eine der wichtigsten, die für viele Zuschreibungen und als selbstverständlich geltende Abmachungen verantwortlich ist. Wie zum Beispiel die banale Selbstverständlichkeit, im Jahr 2019 zu leben – festgemacht an der Geburt Jesu.

Alle diese Abmachungen sind nicht automatisch schlecht, sie sollen auch niemandem verboten werden, es darf weiterhin Männer und Frauen geben, geheiratet werden, und sonntags Kuchen gebacken werden. Es soll nur möglich sein, auch Alternativen zu denken und zu leben. Die Hinterfragung soll helfen, diese Abmachungen nicht mehr als ‚normal‘ oder gar ‚natürlich‘ anzusehen.

Queerness hat also wirklich grenzsprengendes, explosives Potenzial. Die Kämpfe, die Feminist*innen und queere Communities führen, sind oft schmerzhaft und langwierig. Die Errungenschaften, die Forscher*innen und Aktivist*innen spätestens seit den 68ern und bis heute erreicht haben, rufen deshalb auch Abwehr und Gegenreaktionen hervor - und zwar oft sehr heftige bis gewalttätige. Diese Abwehr ist als Teil eines neuen Kulturkampfes zu verstehen, in dem die „Gender-Gegner“ sozusagen versuchen, die zweigeteilte Geschlechterwelt mit den alten, vermeintlich „biologisch“ zugeschriebenen Eigenschaften und Aufgaben irgendwie aufrecht zu erhalten. Die zeigt sich in Diskussionen um Zugänge zu sanitären Anlagen, Repräsentanz in der Sprache, Quoten, u.v.m. Es ist ein globales Politikum geworden, wie wir der Frage der sexuellen Rechte und der geschlechtsspezifischen „Identität“ im 21. Jahrhundert begegnen wollen.

Von Nadine Jessen, Uta Lambertz, Alina Buchberger